

Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]

Autor(en): **Altherr, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 28

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

17. Fortsetzung

„Da komm ich nicht nach. Du bemerkst doch, dass hier weder ein Griff, noch ein Riegel, noch ein Schloss ist.“

„Ja — das sehe ich — vielmehr, ich sehe es nicht, weil dies alles, wie in allen Safekabinen, auf der Aussenseite ist.“

„Mit andern Worten: Wir sind hier eingeschlossen“, sagte Bob Scholl, nun schon etwas lauter.

„Klar“, bestätigte Rintelen. „Das bist du immer, wenn du im Safekeller der Bank eine Kabine benützest.“

„Ja, ja — natürlich“, murmelte Bob nachdenklich. „Und wie, glaubst du, kommen wir hier wieder heraus?“

„Ganz einfach: Indem wir auf diesen Knopf drücken. Dann kommt man uns öffnen.“

„Bist du ganz sicher?“

„Natürlich. Hab ich doch dutzendmal gemacht.“

„Dann also...“ sagte Bob Scholl und näherte seinen Zeigefinger dem Druckknopf.

„Warte noch“, widersprach Rintelen, während er ihm die Hand festhielt. „Wir könnten den Wächter stören. Ausserdem wird jetzt noch niemand in der Zentrale sein.“

„Das glaube ich — beides“, gab Bob Scholl mit eigenartiger Betonung zu.

„Was meinst du damit?“

„Ich meine — dass wir vielleicht auf einen hübschen Trick hereingefallen sind und hier warten können, bis jemand kommt.“

„Du bist ein Miesmacher, Bob. Ich will dir nachher beweisen, dass du im Unrecht bist.“

„Es wäre mir sympathischer, wenn du mir das jetzt gleich beweisen würdest. Wir sind nun immerhin schon“ — er schaute auf seine Armbanduhr und vollendete — „schon einundzwanzig Minuten in diesem für eine gewisse Tätigkeit bestimmten Raum, ohne etwas zu tun.“

„Hm“, sagte Rintelen nach einer kleinen Weile.

„Was meinst du?“ fragte Bob.

„Nichts.“

Und nach abermals einer kleinen Weile sagte Erich leise, schüchtern:

„Der Betrunkene hat ganz blass ausgesehen...“

Und als von den beiden Männern keiner reagierte, fügte er, nachdenklich, hinzu:

„... wie eine Leiche.“

„Halt's Maul!“ fuhr Bob ihn an. Er war nervös und begann nun, unruhig auf und ab zu laufen.

Rintelen fragte, nachdem er ihm eine Weile zugesehen hatte:

„Wie lange sind wir nun schon hier?“

„Neunundzwanzig Minuten“, sagte Bob zähneknirschend. Nun verlor auch Rintelen seine bisher notdürftig gewahrte Ruhe. Er stürzte auf den Klingelknopf und drückte seinen rechten Zeigefinger lang und zielbewusst darauf.

Nichts geschah.

Sie hörten auch nichts.

Er schloss sich Bob auf seiner Wanderung an. Wie zwei wütende Tiger im Käfig rannten sie auf und nieder. Plötzlich standen sie dicht voreinander. Einen Augenblick schauten sie sich geistesabwesend an. Dann machten beide kehrt und setzten ihre Wanderung so lange fort, bis sie sich wieder gegenüberstanden.

Diesmal machte nur Bob Scholl wütend rechtsumkehrt und lief weiter. Rintelen hinter ihm her.

So liefen sie nun ein paar Dutzend Mal, teils hinter, teils nebeneinander, auf und ab.

Erich sass zitternd auf seinem Stuhl. Plötzlich entrang es sich seiner Brust gleich einem schweren Seufzer:

„Wie eine Leiche sah er aus.“

„Ruhig!“ rief Rintelen.

„Halt's Maul!“ sekundierte Bob.

Einen Augenblick hatten die beiden ihre Wanderung unterbrochen. Bob zog die Uhr und konstatierte, aus innerer Zerknirschung heraus, hart und rücksichtslos:

„Sechsendreissig Minuten!“

Daraufhin setzte er seinen Run fort — aber nur bis zur Türe. Dort stellte er sich einen Augenblick in Positur — und mit einem Mal trommelten seine Fäuste einen lauten, atemlosen Wirbel gegen das unschuldige Holz.

Erich schrie erschreckt auf.

Rintelen aber stand sofort an der Seite seines Freundes und half ihm trommeln.

Damit erreichten sie nichts weiter, als dass sie müde wurden und dass die Hände sie schmerzten.

Erschöpft hielten sie fast zur gleichen Zeit inne. Bob zog die Uhr zu Rate und meinte zynisch:

„Sechs Uhr! — Um neun Uhr wird die Bank geöffnet. Wir haben noch drei Stunden Zeit zum Nachdenken.“

Damit setzte er sich stumm in seinen Stuhl, wütend vor sich hinstarrend.

Geduld! Geduld!

„Sechseinviertel!“ sagte er nach einer Weile. Daraufhin stand er auf, drückte ein paar Mal ausgiebig auf den Klingelknopf — setzte sich wieder.

Nachher stand Rintelen auf, ging zur Türe, trommelte mit den Fäusten einen kurzen aber energischen Wirbel — und setzte sich wieder.

Das wiederholte sich um sechseinhalb und um sechsdreiviertel Uhr.

Dann sagte Bob zu Erich:

„Von jetzt an wirst du alle fünf Minuten abwechselungsweise klingeln und klopfen. Verstanden?!“

„Jawohl, Herr Scholl!“ rief Erich mit militärischem Schneid, glücklich darüber, nun wenigstens eine Aufgabe zu haben.

„Verdammt nochmal!“ fluchte Rintelen laut vor sich hin. „Da sind wir aber schön hineingeschlittelt!“

„Sprich nicht von Schlitteln“, schnob Bob Scholl ihn an. „Das erinnert mich an Skifahren — und dann fällt mir ein, dass ich besser getan hätte, in Davos zu bleiben und auf das Parsenn-Derby zu trainieren...“

Rintelen machte eine wegwerfende Bewegung, von der man nicht recht wusste, wem oder was für einer Sache sie galt. Aber er schwieg dazu.

Bob hingegen konnte nun nicht mehr schweigen. Er musste seine Meinung laut werden lassen, selbst auf die Gefahr hin, nicht beachtet zu werden.

„Wenn man wenigstens wüsste“, fuhr er daher fort, „was da gespielt wird. Ich bin zu glauben geneigt, dass dieser Wächter... Der Teufel soll mich holen, wenn wir es nicht mit diesem verfluchten Kerl, diesem — Bret Ferol zu tun haben!“

Mich wundert nur, wie diese Kerle es anfangen, immer alles zu wissen...“

Alle Uhren J. L. WYSS Alle Reparaturen
Kornhausplatz 11 vis-à-vis Kornhauskeller

„Sie brauchen uns ja nur zu fragen, uns Hornochsen!“ mischte sich unvermutet Rintelen in Bob Scholls laut geführtes Selbstgespräch.

„Ich nehme an“, verteidigte sich Bob, „du sprichst jetzt von euch — von der Bezirksanwaltschaft, mein' ich.“

„Meinetwegen von mir allein!“ fügte Rintelen in selbstanklägerischem Ton hinzu. „Ich Rindvieh habe ihm selber die Schlüssel ausgehändigt und die Safenummer bekanntgegeben.“

„Ich will“, setzte Bob hier wieder ein, „was das Rindvieh anbetrifft, nicht unfreundlich sein und nicht widersprechen.“

„Du hast ganz recht, Bob. Man sollte gescheiter sein — und sich nicht von jedem Halunken übertölpeln lassen.“

„Da hast du auch recht“, bestätigte Bob.

Sie fuhren beide jäh zusammen.

Es war wieder die Zeit für Erich gekommen. Unbemerkt von ihnen beiden war er aufgestanden, zur Türe gegangen und hatte plötzlich wütend drauflos getrommelt.

„Ah!“ entfuhr es Rintelen schmerzhaft.

„Lass doch das dumme Zeug!“ schimpfte Bob.

Erich stand wie begossen an der Türe, überzeugt davon, dass man es den grossen Herren nie recht machen konnte — mochte man es anstellen, wie immer man wollte.

Die Stimmung wurde nach und nach gereizt. Rintelen fuhr mit wütenden Worten in Bobs Selbstgespräch hinein, in dem sich dieser laut und schimpfend mit sich, seiner Umgebung und der ganzen Welt auseinandersetzte.

Anstatt seinem Freund eine kräftige Antwort zu geben, fuhr Bob den „Lehrbuben“ an:

Der zerrissene Faden

Es war ein blauschöner Tag. In ungetrübter Klarheit strahlte das Himmelsgewölbe, so durchsichtig, dass man die Engel wandeln und ihre weissflaumigen Flügel perlmuttern schimmern sah. Und wie ich, ergriffen stehen bleibend, mit der Hand über den Augen emporschaute, was nahm ich wahr? Von Engelshänden sorgsam gehalten, ging zu jedem Menschen auf Erden eine goldene Schnur. Das war ein Glänzen wie von tausend und aber-tausend Sonnenstrahlen.

Aber etwa geschah es, dass ein Faden zerriss. Dann gab es in den Händen des Schutzengels einen Ruck, so dass das Himmelskind erschrocken stehen blieb. Mit hängenden Schwingen und betrübter Miene sah es auf den Fadenrest herab, der lose im Winde pendelte. Nur die Himmelsfäden zu den Kindern unten blieben unversehrt.

Auf meiner Wanderung kam ich in ein Dorf, wo auf einem kleinen Hügel die Kirche stand. Und siehe: auch zu ihr ging ein goldener Faden. Er hatte sich um den Turm gewickelt, und das Ende zog eine Gestalt — halb Herr, halb Bauer — hinten am Rockkragen nach auf ihrem Gang ums Gotteshaus. Sie redete Unverständliches vor sich hin; nach den Gebärden zu schliessen schien sie jemand, wie man sagt, den Teufel an die Wand zu malen — vielleicht, wie schon so oft, in Gedanken der Jugend von heute.

Des Mannes Gang bewegte sich stets im selben kleinen Kreis um die Kirche, und darob hatte sich der goldene Faden, der den Verdrossenen mit dem Himmel verbunden, an den Turmkanten durchgeschauert und war zerrissen.

Der Alte merkte es nicht. Er tappte weiter rundum in seiner Verböhrtheit und sah nicht, dass den Augen seines Schutzengels, halb traurig, halb zornig, zwei Tränen entquollen, und hörte nicht, wie es dessen Lippen unmutig entwich: «Nein, so was!»

Walter Dietiker.

„Warum klingelst du nicht? — Und geklopft hast du auch schon lange nicht mehr!“

Erich tat verdrossen und übertrieben beides — und die Wirkung war verblüffend:

Waren das nicht Schritte, die auf den Steinfliesen des Saferumes widerhallten? Und waren nun nicht Stimmen zu vernehmen? Aufgeregte, durcheinanderrufende Männerstimmen?

Dann wurde rasch und energisch ein Schlüssel ins Schloss geschoben und laut umgedreht. Die Türe wurde aufgerissen — ein ganzes Rudel von Männern mit aufgeregten Gesichtern drängte herein. Einer von ihnen, in der Uniform eines Stadtpolizisten, versuchte die andern zurückzuhalten.

„Nicht alle auf einmal, bitte!“ sagte er. „Bleiben Sie doch draussen, bis ich mit den Herren gesprochen ha...“

Er hielt mitten im Wort inne und startete Rintelen verblüfft an. Dann warf er sich in militärische Stellung, legte die Hand an die Mütze und sagte:

„Herr Bezirksanwalt! Guten Morgen, Herr Bezirksanwalt... Das — ja, das trifft sich ausgezeichnet. Ich wollte gerade in der Bezirksanwaltschaft anrufen, man solle jemand zur Führung der Untersuchung hierherschicken.“

„Trifft sich gar nicht so ausgezeichnet“, brummte Rintelen. „Mir wenigstens wäre es lieber, wenn einer meiner Kollegen an meiner Stelle wäre...“

In anderem, dienstlichen Ton fragte er dann:

„Was haben Sie bis jetzt festgestellt, Gefreiter?“

„Einbruch. Ein Safe erbrochen. Kassetten geraubt. Werkzeuge zurückgelassen. Ein Nachwächter betäubt. Eindringungen und geflohen durch die Türe. Wahrscheinlich Nachschlüssel“, rapportierte der Polizist kurz und sachlich.

Bei der Erwähnung eines Nachschlüssels schauten Bob und Rintelen sich vielsagend an. Aber sie schwiegen sich darüber aus, obwohl sie es besser wussten als der Polizist.

„Bravo!“ lobte Rintelen. „Sie haben schon tüchtig gearbeitet. Lassen Sie uns erst die Untersuchung zu Ende führen. Was wir zu berichten haben, entgeht uns nicht.“

Die unfreiwilligen Insassen der Safekabine, mit Rintelen an der Spitze, betraten den grossen Saferaum, wo neugierig und verängstigt ein paar Männer herumstanden und sie anstarrten.

„Hier haben wir den bewusstlosen Wächter gefunden“, erklärte der Polizist, auf eine Ecke in diesem Raume deutend.

„Ich hab's doch von Anfang an gesagt“, warf Erich schnell, zum Glück aber sehr leise ein. „Er sah doch so blass aus — wie eine Leiche...“

„Du sollst dich nicht überall hineinmischen!“ herrschte Bob Scholl ihn an.

Erich schwieg betreten. Er fand es einfach nicht recht, wie er seit gestern abend von diesen „grossen Herren“ behandelt wurde.

„Er liegt jetzt in einer von den grösseren Kabinen“, fuhr der Polizist erklärend fort. „Der Arzt ist bestellt.“

Es erwies sich, dass der Arzt sogar schon gekommen war. Auf einen fragenden Blick Rintelens sagte er sachlich, leise:

„Wahrscheinlich Gummiknüittel. Quer über den Kopf. Der Mann wird bald wieder bei sich sein.“

„Lassen Sie ihn, bitte, holen, sobald er vernehmungsfähig ist“, ersuchte Rintelen.

Der Polizist zeigte auf einige Werkzeuge, die auf einem Häufchen am Boden lagen.

„Der Täter hat scheinbar alles liegen lassen. Hier das erbrochene Safe. Nummer hundertsiebenundachtzig. Es ist nichts berührt worden.“

Nicht ohne Ironie schaltete sich hier Bob Scholl ein mit den Worten:

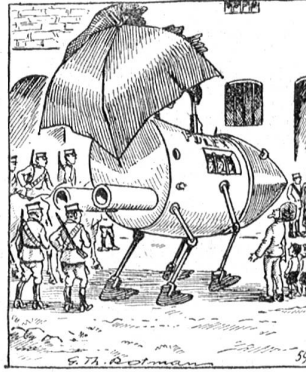
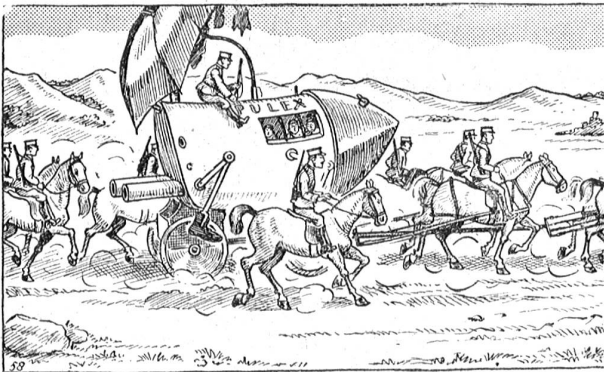
Für **MASSHEMDEN** zum Spezialisten **WILLY MÜLLER**
Bern, Waisenhausplatz 21, II. Stock

Wie Professor Spitz eine Weltreise machte

von G. Th. Roitman

12. Fortsetzung
(Nachdruck verboten)

Diese Kindergeschichte mit Bildern ist für unsere kleinen Leser bestimmt, und wir hoffen, ihnen damit eine Freude zu bereiten. Die Redaktion.



(58—60) Nach einer Stunde Reitens erreichte man den Pulex, der noch immer ruhig an der alten Stelle lag. Der Räuber, der Posten gestanden hatte, war von der Bildfläche verschwunden; dem war wohl bange geworden!

Die Pferde der Räuber wurden nun von den Soldaten beschlagnahmt und mitgeführt, während der Pulex mit vereinten Kräften auf zwei Wagen der Kanoniere gelegt und dort tüchtig festgebunden wurde. Währenddessen zeigten sich jedes-

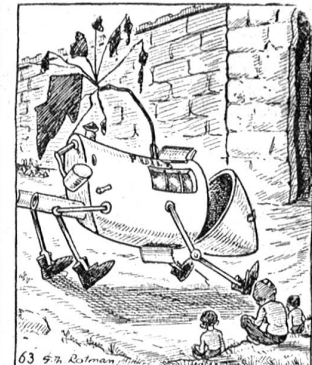
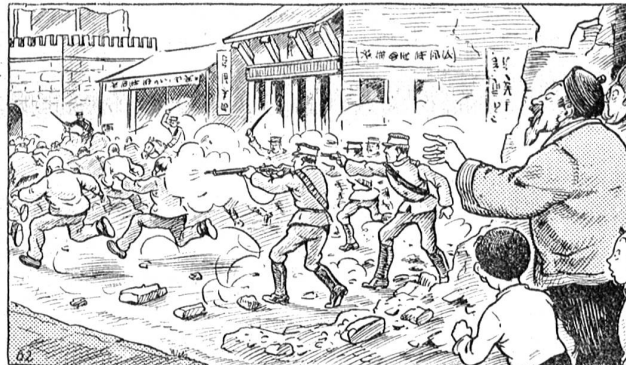
mal die bösen Gesichter der Räuber hinter den Guckfenstern des Apparates.

Nach einem gestreckten Trab von einer Stunde ritt der Trupp in eine Stadt namens Kan-Tschau hinein. Der Pulex wurde hart vor der Gefängnistür abgeladen, und der Offizier begab sich mit Professor Spitz persönlich zum Gefängnisdirektor, der dem Professor mit vielen Umständen die Hand drückte. «Sie haben dem Reiche meiner Ahnen einen grossen Dienst geleistet, o mein verehrter Bruder vom Ganges!» sagte

er, denn er glaubte, der Professor sei ein waschechter Hindu.

Im selben Augenblick ertönte ein dröhnender Schlag; grosse Risse zeigten sich in der Zimmerdecke, und dann erfolgte ein donnerndes Getöse, als stürze die ganze Stadt zusammen.

Todbleich, insofern es seine gelbe Haut zuliess, warf der Direktor seine Brille auf den Tisch und rannte, während ihm die andern folgten, zur Tür hinaus...



(61—63) Ausserhalb der Eingangstür stolperte der arme Direktor über die Trümmer des eigenen Gefängnisses. Was war passiert? Die Räuber, die, innerhalb des Pulex, sich keinen andern Ausweg zu verschaffen wussten, hatten augenscheinlich dadurch ihr Glück versuchen wollen, dass sie an den Stangen zogen; die Raketen, die gerade voll Sprengstoff waren, waren losgebrannt, und der Pulex war mit gewaltiger Kraft gegen das Gefängnis geprallt, hatte die stählerne Nase hinein-

gebohrt und den ganzen linken Flügel des Gebäudes zum Einsturz gebracht!

Die Nase des Pulex war glattweg abgebrochen, und die Räuber ergriffen, von den im eingestürzten Flügel befindlichen Gefangenen begleitet, sofort die Flucht. «Greift sie! Greift sie!» schrie der Direktor, «mein ganzes Gefängnis läuft leer!» — Soldaten und Polizisten setzten den Flüchtenden nach und schossen ihre Gewehre und Revolver leer, aber die Anzahl flüchtender Gefangener war so gross, dass nur ein ge-

ringer Teil wieder verhaftet werden konnte.

Der Direktor war wütend! Die ganze Dankbarkeit war futsch! Er liess den Pulex, der furchtbar beschädigt worden war, ausserhalb des Stadttors tragen. Niedergeschlagen und traurig sassen, als die Nacht fiel, unsere drei Weltreisenden dort neben ihrem treuen Pulex. Sie mussten die ganze Nacht dort unter freiem Himmel zubringen.

„Sehr gut — für den Fall, dass wieder ein paar hübsche Fingerabdrücke — unseres Polizeidirektors zu finden sein sollten.“

Der Blick, den ihm der Polizeifreie für diesen nicht sehr geschmackvollen Scherz zuwarf, liess ihn wünschen, nie in eine Lage zu kommen, in der er von diesem Musterbeispiel eines pflichtgetreuen Beamten abhängig sein würde.

„Hundertsiebenundachtzig!“ murmelte Rintelen leise vor sich hin. — „Es war anzunehmen.“

„Weisst du, was noch anzunehmen ist?“ fragte ihn Bob Schöll.

„Nun?“

„Dass sich die Sache gelohnt hat — für die Herren Einbrecher nämlich, da sie sich sonst hier“ — er machte mit

seinem rechten Arm eine den ganzen Raum umfassende Bewegung — „weiter bedient hätten...“

Rintelen lächelte etwas bitter und setzte das Frage- und Antwortspiel mit der Frage fort:

„Und — weisst du, was ausserdem anzunehmen ist?“

„Was?“

„Dass der Täter ein alter Bekannter von uns ist — namens Bret Ferol.“

„Das können wir sogar mit Sicherheit sagen, sobald wir festgestellt haben, dass die Fingerabdrücke auf den zurückgelassenen Werkzeugen wirklich diejenigen unseres Polizeidirektors — oder vielleicht gar unseres Bundespräsidenten sind...“

(Fortsetzung folgt)